

Elizabeth Musser

# Operation Hugo



francke

# Kapitel 1

März 1962

Castelnau, Südfrankreich

Mohnblumen übersäten wie leuchtend rote Blutstropfen die Wiesen und Felder hinter Castelnau. Beim Anblick der zarten Blumen atmete Gabriella Madison tief ein. Lebensblut und ewige Hoffnung.

Sie schloss die Augen und ihr Herz schlug höher. Mohnblumen erinnerten sie an David. Mohnblumen erinnerten sie an ihre Liebe zu ihm. Aber er war jetzt in Algerien. Vielleicht hatte er sogar schon Ophélies Mutter, Anne-Marie, gefunden. Gabriella wünschte sich so sehr, dass er jetzt neben ihr stünde.

Ophélies Stimme riss sie aus ihren Gedanken. „Bribri, glaubst du, Papa und Mama kommen heute zurück?“

Gabriella schüttelte den Kopf und ihre roten Haare schimmerten wie die Farbe der Abendsonne auf einem Fluss. „Heute noch nicht, Ophélie. Aber sehr bald.“

Saßen sie in dieser Minute zusammen und lachten miteinander? Ließen sie alte Zeiten Revue passieren und erzählten sich, was sie in den letzten sieben Jahren, die sie getrennt gewesen waren, erlebt hatten? Erklärte David ihr, was hier im verschlafenen Castelnau passiert war? Hatte er Gabriellas Namen überhaupt erwähnt?

Sie unternahmen einen Spaziergang, Gabriella und eine ganze Kinderschar. Jetzt waren sie am Ortsrand von Castelnau angekommen und vor ihnen breiteten sich die Felder, Wiesen und Weinberge aus. Die Kinder folgten brav paarweise ihrer jungen *Maitresse*, hielten sich an den Händen und plapperten aufgeregt. Gabriella warf einen Blick ans Ende der Gruppe und sah Schwester Rosaline, die etwas außer Atem war und mit rot glühendem Gesicht winkte.

„Es sind alle da“, rief die Nonne fröhlich in ihrem melodischen Französisch. „Alle dreiundvierzig.“

Gabriella winkte zurück und lächelte die Kinder an. „Wollt ihr noch ein wenig weiter gehen? Wir sind gleich am Park.“

Ein einstimmiges „*Oui, Maitresse*“ war die Antwort. Und so gingen sie auf einem schmalen Feldweg weiter zu einer Wiese, die von großen Zypressen umgeben war. Am hintersten Ende der Wiese befanden sich mehrere Wippen, einige Klettergerüste und eine alte Schaukel.

Dieser Spaziergang vom Waisenhaus zum Spielplatz war – vorausgesetzt, das Wetter spielte mit – ein tägliches Ritual nach dem Mittagessen geworden. Mutter Griolet hatte anfangs gezögert. Sie hatte Bedenken gehabt, dass die Leute im Ort anfangen könnten, Fragen zu stellen. Immerhin hatte sich die Belegung des Waisenhauses innerhalb weniger Monate verdoppelt. Aber Gabriella und Schwester Rosaline hatten nicht lockergelassen. Die neuen Kinder waren laut, verängstigt und unruhig. Wenn sie zusammen waren, benahmen sich die Kinder wie eingesperrte, wilde Tiere. Sie mussten sich auf einem Raum, der größer war als der Innenhof des Pfarrgeländes von St. Joseph, austoben können.

Gabriella machte sich Sorgen um Mutter Griolet. Seit David fort war und sie so viele neue Kinder aufgenommen hatten, konnten sie die festgelegten Tagesabläufe im Waisenhaus nicht mehr umsetzen.

„So ist es am Anfang immer“, hatte Mutter Griolet Gabriella beruhigt. „Im Zweiten Weltkrieg geriet eine Weile auch alles aus den Fugen, aber irgendwann entwickelte sich eine neue Routine.“

Gabriella war davon nicht so ganz überzeugt. Seit jenem Krieg waren über fünfzehn Jahre vergangen, und Mutter Griolet war keine junge Frau mehr. Sie war immer noch agil, ja, aber plötzlich sah sie in ihrer Schwestertracht ziemlich alt aus. Ihr Gesicht war faltiger geworden und ihre grünen Augen leuchteten nicht mehr so klar wie früher.

Dreiundvierzig Waisenkinder und zweiundvierzig amerikanische Studentinnen wären für eine gesunde junge Frau schon schwer zu bändigen. Für eine zweiundsiebzigjährige Frau war diese Aufgabe inzwischen vielleicht zu anstrengend.

Ophélie ließ ihre Freunde allein weiterspielen und kam zu Gabriella gelaufen.

„Bribri“, begann das Kind und spielte mit Gabriellas langen roten

Locken. „Wie wird es sein, wenn ihr, Mama, Papa und du, hier zusammen seid?“ Sie zog die Nase kraus und schaute sie mit ihren leuchtenden braunen Augen ernst an.

Gabriella räusperte sich und strich Ophélie über die Haare. „Das wird ein wunderbares Wiedersehen sein, Ophélie. Eine Gebetserhörung.“

„Und für wen wird Papa sich entscheiden? Für dich oder für Mama? Und bei wem werde ich wohnen?“

Gabriella ging in die Hocke, um auf Augenhöhe mit dem kleinen Mädchen zu sein. Sie hoffte, ihre Stimme klang fröhlich und unbeschwert. „Liebe Ophélie, dein Papa wird sich nicht für deine Mama oder mich entscheiden. Er wird sich für *dich* entscheiden! Er wird dich in die Arme nehmen und durch die Luft wirbeln und im ganzen Waisenhaus wird man dein Lachen hören. Mach dir keine Sorgen. Dazu gibt es keinen Grund.“

*Ich sollte diesen Rat selbst auch befolgen*, dachte Gabriella, während sie Ophélie liebevoll über den Rücken strich und sie wieder zum Spielen schickte. Vor zwei Tagen hatte David Hoffmann sie zum ersten Mal geküsst, *wirklich* geküsst, und dann war er zu einer humanitären Mission in ein Land aufgebrochen, in dem Wahnsinn und Chaos herrschten. Aber sie wollte sich nicht zu lange mit solchen Gedanken aufhalten, denn die möglichen Szenarien waren zu beängstigend. Sie wollte lieber an die Kinder denken.

Zwei Jungen begannen, sich zu prügeln. Gabriella lief schnell zu ihnen hinüber und rief: „*Eh! Ça suffit! Das reicht jetzt!*“ Sie trennte die Kinder voneinander, tadelte sie liebevoll und begann, mit mehreren kleineren Jungen Fangen zu spielen, indem sie einem einen Klaps auf den Rücken gab und rief: „Fang mich!“ Als sie ein paar Minuten gespielt hatten, taumelte sie atemlos an den Rand der Wiese und zertrat eine rote Mohnblume unter ihren Füßen.



## Marseille

David Hoffmann stand im Hafen im Stadtteil Joliette in Marseille. Zwischen den riesigen Passagierschiffen, den *Paquebots*, und den Dampfern entdeckte er ein vergleichsweise kleines schwarz-weißes

Segelschiff. Das Deck der *Capitaine* war bis auf einen vom Wetter gegerbten alten Franzosen, der am Steuerruder stand, verlassen.

Der Pier war mit Familien übersät, die mit Truhen und Koffern von den Fähren und Schiffen an Land gingen. Erwachsene und Kinder sahen gleichermaßen verwirrt, traurig und hoffnungslos aus. David schüttelte frustriert den Kopf. Ein einziges kleines Waisenhaus in Südfrankreich, das eine Handvoll *Pied-Noir*- und *Harki*-Kinder beherbergte, war nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Diese Menschen waren französische Staatsbürger, aber wohin sollten sie gehen? Wollte Frankreich sie? David wusste die Antwort. Nein.

Er betrat leichtfüßig die *Capitaine* und begrüßte den rauen Seemann mit einem kräftigen Händedruck.

„*Bonjour*“, antwortete Jacques. „Sind Sie sicher, dass Sie nach Algerien zurückwollen? Die Situation dort ist schlimm, und sie wird mit jedem Tag schlimmer.“

„Ja, ich bin sicher. Ich muss dorthin.“

Jacques senkte den Blick. „Ich kann nicht nach Algier fahren, M. Hoffmann. Ich kann nirgends anlegen. Die Fähren nehmen den ganzen Platz ein. Tausende *Pieds-Noirs* fliehen schneller aus Algerien, als der Mistral die Rhône hinaufweht. Wenn Sie wirklich unbedingt zurückwollen, rate ich Ihnen, eines der großen Passagierschiffe zu nehmen. Das ist viel sicherer und ich garantiere Ihnen, dass Sie einen freien Platz finden werden. Niemand fährt freiwillig nach Algerien zurück.“

David runzelte die Stirn und dachte über die Worte des Seemanns nach. Dann zuckte er die Achseln. „Das verstehe ich, Jacques. Danke für Ihre große Hilfe. In Castelnau befinden sich mittlerweile viele Kinder, die Ihnen sehr dankbar sind.“

Die zwei Männer gaben sich die Hand.

„*Bonne chance*, M. Hoffmann. Passen Sie gut auf sich auf. In diesem Land herrscht der Wahnsinn. Der blanke Wahnsinn.“

David stand auf dem Deck einer riesigen, menschenleeren Fähre. Seine große, schlanke Silhouette stach vom Nachthimmel ab. Der Wind peitschte über das Meer. Seine Haare wurden nach hinten geweht, seine Augen waren wegen des Windes zusammengekniffen und seine Jacke blähte sich im Luftzug.

Mit seiner unverletzten Hand umklammerte er die Reling, während sein anderer Arm fest verbunden in einer SchulterSchlinge unter seiner Jacke verborgen war.

Die Schaumkronen auf den Wellen schienen den Himmel berühren zu wollen und tausend Sterne funkelten, als wollten sie mit dem Ozean flirten. Die Meeresluft roch frisch und kräftig. Einen kurzen Moment wünschte er, Gabriella stünde neben ihm, aber dann verdrängte er diesen Gedanken wieder.

Er war noch vierundzwanzig Stunden allein, bevor er eine Welt betreten würde, die vom Chaos beherrscht wurde. Diese Nacht brauchte er dringend, um sich darauf vorzubereiten. Der Anblick vor ihm erinnerte ihn an eine Nacht am Strand vor einem Monat. Als „Nacht der Kapitulation“ bezeichnete er sie in Gedanken. Die Nacht, in der er vor Gabriellas Gott kapitulierte hatte.

Er konnte nicht leugnen, dass sich etwas in ihm verändert hatte. In jenem Moment hatte er tatsächlich gefühlt, dass ihm vergeben war. Darüber hinaus waren in letzter Zeit so viele seltsame Zufälle geschehen, dass er ohne jeden Zweifel wusste, dass Gott mit seinem Leben etwas vorhatte. Er war fünfundzwanzig, aber irgendwie war er ein neuer Mensch geworden. Wie neugeboren. Er hatte ein anderes, ein neues Gewissen. Jemand war bei ihm, das spürte er. Und er hatte den Verdacht, dass er diesen Gott jetzt nicht mehr loswerden würde, selbst wenn er es wollte.



### *Algier*

Es war heller Nachmittag auf der Place du Gouvernement in der Innenstadt von Algier. Die große Kathedrale Saint Philippe bildete eine eindrucksvolle Grenze zwischen den steilen, schmalen Straßen der Kasbah und diesem mit Bäumen bepflanzten Platz. Er war voll von Menschen, die einkauften, in den Cafés Pfefferminztee tranken und sich alle in einer sorglosen Feierstimmung befanden. Unter den Bewohnern von Algier herrschte ein Gefühl von Frieden und Sicherheit. Der Waffenstillstand, der Algeriens sieben Jahre dauernden Krieg um die Unabhängigkeit von Frankreich beendet hatte, war vor zwei Tagen in Kraft getreten.

Die Stimmen auf dem Platz waren fröhlich, laut, ausgelassen. Das war das Algier, das Hussein in Erinnerung hatte und das er liebte. Sieben Jahre Krieg hatten ihm seine Kindheit geraubt. Mit seinen vierzehn Jahren hatte er mehr Gewalt gesehen als viele Soldaten. Er sehnte sich nach Frieden. Nach einer Zeit ohne den Krieg, ohne den Hass.

Jetzt war die Zeit gekommen, in der er frei durchatmen, sich entspannen und neu hoffen konnte. Kein einziger Pied-Noir hatte sich heute ins Sonnenlicht gewagt, stellte Hussein mit grimmiger Genugtuung fest. Ali hatte vorhergesagt, dass sie *en masse* fliehen würden, bevor am 2. Juli die offizielle Unabhängigkeit des Landes erklärt wurde. Algerien war endlich von den schmutzigen Franzosen und ihrem Kolonialgebaren frei.

Trotzdem wollte Hussein immer noch diese Frau, Anne-Marie, finden, um Alis Zorn zu besänftigen. Ali Boudani wurde von Rachegedanken beherrscht. In der einen Sekunde war er vor Freude ganz entzückt, aber in der nächsten tobte er vor Verachtung und war von Rache besessen. Algerien war unabhängig, doch Alis persönliche Mission war noch nicht beendet.

Hussein schaute zum Himmel hinauf, von wo plötzlich lauter Lärm ertönte, der sich wie ein Flugzeug anhörte, vielleicht auch wie eine abgefeuerte Rakete. Dann spannte sich sein Körper an. Er stand wie angewurzelt im Schatten eines Gebäudes, als vor ihm ein greller Blitz und dann ein zweiter mit einem furchtbaren Knall mitten auf der Place du Gouvernement aufloderte und etwas explodierte. Vor seinen Augen schienen Pflastersteine, Caféhausstühle und Menschen auf den Zungen der leuchtenden Flammen zu tanzen. Einen kurzen Moment lang übertönte der ohrenbetäubende Lärm der Explosionen die Schreie, die über den Platz gellten.

Die Leute klammerten sich panisch aneinander und schleppten sich in den Schutz der umgebenden Gebäude, einige flohen in Richtung der Kathedrale. Tote und Verstümmelte lagen auf dem Platz, schrille Todesschreie durchdrangen den Wirrwarr der aufgeregten Stimmen. Alle blieben stehen, niemand wagte es, sich zu bewegen. Würden noch mehr Bomben folgen?

Dann stürmten die Menschen fast gleichzeitig los, um den Verwundeten zu helfen. Arabische FLN-Terroristen arbeiteten viel-

leicht zum ersten Mal in Algiers blutiger Geschichte Seite an Seite mit der französischen Polizei. Hussein verfolgte alles mit entsetzt aufgerissenen Augen. Eine alte Frau, blutig und entstellt, brach an der Mauer eines Gebäudes zusammen. Drei Männer lagen tot auf der Erde. Der Platz, der vor fünf Minuten noch friedlich und fröhlich gewesen war, ähnelte einem Schlachtfeld. Hussein drehte sich auf dem Absatz um und floh.

Es war eine Lüge! Es gab keinen Frieden für Algerien! Hussein raste die vielen Stufen zwischen den alten, schiefen Gebäuden der Kasbah hinauf, bevor er in den Raum stolperte, den Ali als Büro benutzte.

In der Kasbah hallten bereits Rufe der Entrüstung und des Zorns wider.

„Ali! Die Place du Gouvernement! Eine Explosion!“ Hussein verschluckte sich und rang mit brennender Lunge keuchend nach Luft.

Ali stand auf und trat auf die Straße hinaus, wo junge Männer in Scharen hinter ihren getünchten Marktständen hervorkamen.

Mitglieder der FLN hielten sie, teilweise gewaltsam, zurück.

„Noch nicht! Lauft nicht in euren sicheren Tod! Darauf wartet die OAS doch nur. Bleibt hier! Das ist ihr letzter Versuch, Algerien zurückzugewinnen.“

Ali packte Hussein an den Schultern. „Es ist noch nicht vorbei. Du hast doch keine Angst vor Blutvergießen, mein Junge?“

Hussein schaute ihn an und schüttelte den Kopf, obwohl er genau wusste, dass ihm die Angst deutlich ins Gesicht geschrieben stand.

„Dann geh und erzähle mir, was du siehst. Geh nach Bab el-Oued und warte dort. Achte auf alles. Wir müssen bereit sein.“

Hussein drehte sich um und floh durch eine schmale Gasse. Tränen liefen ihm übers Gesicht. Ach, Frieden! Nur einen Moment Frieden. Dann könnte er wieder so spielen wie damals, als er sieben gewesen war und der Krieg nichts weiter als eine Handvoll Spielzeugsoldaten auf dem Fußboden in seinem Zimmer.



Kugelhaegel erscholl in der Straße unterhalb des Gebäudes, in dem Anne-Marie Duchemin bei einem anderen Pied-Noir, Marcus Ci-



rou, Unterschlupf gefunden hatte. Sie sah, wie Moustafa einen jungen Mann eilig in ihr Haus führte, und humpelte schnell zum Spiegel, der an der abblätternden Wand hing. Eine schmerzliche Verzweiflung regte sich in ihr, als sie ihr Spiegelbild betrachtete. Ihre schwarzen Haare hingen offen über ihre Schultern. Beim Anblick ihrer vorstehenden Wangenknochen, die ihre tief in den Höhlen sitzenden, trüben Augen betonten, wand sie sich innerlich. Ihre Haut sah blass und fast gelblich aus. Sie wandte sich ab.

Ein dicker grauer Pullover hing unansehnlich über ihrem dünnen Körper, aber sie fühlte sich völlig nackt. David Hoffmann würde wieder in ihr Leben treten und sie war nicht dazu bereit. Ihr Herz gehörte Moustafa. Bei ihm hatte sie keine Angst, wenn sie krank war und schlecht aussah. In seinen Augen sah sie eine tiefe Liebe. Aber David, ihrem Liebhaber aus lange vergangenen Tagen, wollte sie so eigentlich nicht unter die Augen treten.

Plötzlich bekam sie Angst. Er riskierte sein Leben und opferte seine Zeit, um ihr zu helfen. Warum? Würde er wütend werden, wenn er sah, was aus ihr geworden war? Eine mitleiderregende, verwelkte Blume ...

Die Tür schwang auf. David stand im Türrahmen und erstarnte. Anne-Marie schluckte schwer und erwiderte seinen Blick. Seine ein Meter fünfundachtzig große Gestalt war muskulöser geworden und er war unübersehbar zu einem Mann herangewachsen. Seine dunklen Augen waren sanfter, als sie sie in Erinnerung hatte. Die Zärtlichkeit, die sie darin entdeckte, jagte ihr noch mehr Angst ein. Seine schwarzen Haare waren aus seinem Gesicht gekämmt, aber eine Strähne hing ihm in die Stirn. Er hatte eine schwarze Lederjacke lose über seine Schultern gelegt. Als er sich vorbeugte, um einen Koffer auf den Boden zu stellen, fiel ihr sein verbundener Arm auf. Er richtete sich auf, trat aber nicht vor, als warte er auf ihre Einladung.

Sein Mund flüsterte tonlos: „*Anne-Marie.*“

*Oh, du bist ein schöner Mann,* dachte sie, während sie Mühe hatte, stehen zu bleiben, und den Wunsch unterdrückte, sich in seine Arme zu werfen. Sie zwang sich, die letzte Umarmung vor sieben Jahren zu verdrängen. Damals hatte er sie zum Abschied geküsst, während Ophélie bereits in ihr herangewachsen war, ohne dass sie etwas davon geahnt hatte.

David räusperte sich. „Anne-Marie.“ Er sagte ihren Namen fast ehrfürchtig, dann ging er mit großen Schritten langsam auf sie zu. Er berührte ihre zerbrechliche Hand, dann strich er über ihr Gesicht. „Meine liebe Anne-Marie.“

Sie hörte die Traurigkeit und den Schmerz in seiner Stimme – das Mitgefühl, weil sie litt. Sie biss sich auf die Lippe und schloss die Augen, aber sie konnte die Tränen nicht zurückhalten. Sie lehnte den Kopf an seine Brust und ließ sich von seinem starken Arm festhalten, während sie wie ein verängstigtes Kind, das endlich gerettet worden war, schluchzte.

Vor ihrem geistigen Auge sah sie die letzten sieben Jahre vorüberziehen, Jahre des Schreckens und des Todes, des Tötens und Laufens um ihr Leben. Die Jahre, die den glücklichen Momenten mit David gefolgt waren. Wenn nur ... wenn nur ... Die Fragen der letzten Jahre meldeten sich mit großer Wucht, während ihr die Tränen übers Gesicht liefen. Ihre ohnehin schon geringe Energie war aufgebraucht. Doch obwohl sie kein Wort herausbrachte, hatte sie das Gefühl, dass David Hoffmann ganz genau verstand, was sie fühlte.



David war auf die starken Gefühle, die in ihm aufstiegen, als er Anne-Marie in den Armen hielt, nicht vorbereitet. Er hatte es sich in seiner heilen Studentenwelt gut gehen lassen, während diese Frau die Hölle durchgemacht hatte. Er hatte sich zwar engagiert, und doch ... Selbst die Gefahren der Schmuggeloperation in Frankreich, denen er ausgesetzt war, standen in keinem Vergleich zu dem, was Anne-Marie durchgemacht haben musste – echtes, tiefes, menschliches Leiden. Schwere Schuldgefühle legten sich auf seine Schultern und schnürten ihm die Kehle zu. Schmerzlicher Ärger stieg in seiner Seele auf, während er diese Frau festhielt, die ihn an einen vertrockneten Zweig erinnerte, der von einem Ast abgebrochen war.

*Gott, vergib mir*, betete er, während sie in sein Hemd schluchzte. *Ich hatte ja keine Ahnung*. Sie sah eher wie eine Großmutter oder ein unterernährtes Kind aus als wie eine vierundzwanzigjährige Frau. Sie wollte kein Mitleid, das wusste David genau, aber trotzdem

wurde er von starkem Mitgefühl überrollt. Ein flüchtiger Gedanke schoss ihm durch den Kopf. Wenn nur ... wenn sie doch nur mit ihm nach Amerika gegangen wäre! Ophélie wäre dort zur Welt gekommen. Sie hätten es irgendwie geschafft. Wenn nur ...

Und dann das wütende *Warum*. Warum? Warum war das Leben so verworren und quälend?

Er trat von Anne-Marie zurück und ließ seinen unverletzten Arm sinken. Ein stechender Schmerz schoss in seine Schulter und er verzog das Gesicht.

„Was ist passiert?“, flüsterte Anne-Marie. Sie berührte seinen verbundenen Arm.

„Nichts Wichtiges.“

Schweigen breitete sich aus.

Anne-Marie wischte sich mit dem Ärmel ihres Pullovers über die Augen. „Entschuldige.“

„Vielleicht könnten wir uns ein wenig setzen?“

„Ja, natürlich.“ Anne-Marie lächelte ihn schwach an. „Es tut mir leid. Entschuldige, dass ich ... Ich bin so froh, dich zu sehen, David. Danke, dass du gekommen bist. Es ist eine furchtbare Zeit.“

Er nahm sie sanft am Arm und führte sie aus dem Zimmer. „Moustafa wartet in der Küche auf uns.“

„Ja, ja, natürlich. Du musst von der Überfahrt müde sein. Ich koche dir einen Pfefferminztee.“

Die kleine Küche war dunkel. Moustafa Dramchini stand mit dem Rücken zu ihnen und bereitete schon den Tee zu. Er drehte sich um und begrüßte sie mit einem finsternen Blick. David half Anne-Marie auf ihren Stuhl, während Moustafa ein Tablett auf den Tisch stellte. Er legte Anne-Marie die Hand auf den Rücken und schaute David argwöhnisch an.

„Wann willst du zurückfahren?“

„Das liegt bei dir, Moustafa. Sobald du es organisieren kannst.“

Anne-Marie hob den Blick. „Erzähle mir von Ophélie. Wie geht es ihr?“

David entspannte sich und lächelte. „Es geht ihr gut. Sie ist ein schönes, glückliches Kind, das seine Mutter sehr vermisst.“ Er holte etwas aus seiner Jackentasche. „Das hat sie mir für dich mitgegeben.“ Er reichte ihr eine Zeichnung von einem Regenbogen mit

den Worten „*Ich liebe dich, Mama*“, in den krakeligen Buchstaben einer Sechsjährigen geschrieben.

Anne-Marie traten Tränen in die Augen. Sie fuhr mit den Fingern liebevoll über das Bild und drückte es an ihre Brust. Sie schloss die Augen und die Tränen liefen ihr ungehindert übers Gesicht. „Ophélie.“

Die Männer beobachteten sie schweigend. Endlich sprach sie mit belegter Stimme. „Ich habe mich die ganzen Monate an diese Hoffnung geklammert. Ich habe mich gezwungen zu glauben und stark zu sein. Aber jetzt weiß ich mit Gewissheit, dass sie in Sicherheit ist. Jetzt kann ich wirklich davon träumen, dass ich sie wieder in den Armen halten werde. Jetzt kann ich weinen und ich weiß nicht, ob ich aus Freude oder Angst oder Traurigkeit weine. Jetzt kann ich glauben, dass alles gut werden wird.“

David steckte die Hand in seine Lederjacke und tastete nach einer Goldkette, die er Anne-Marie reichte. „Das hier hat Ophélie auch mitgeschickt. Sie wollte, dass ich sie habe, damit mir nichts passiert. Sie hat gesagt, dass diese Kette sie beschützt hat, und jetzt soll sie dich sicher zu ihr zurückbringen.“

Anne-Marie hielt die Kette mit dem kleinen Hugenottenkreuz vorsichtig in der Hand, als wäre sie ein unbezahlbarer Juwel. „Das Kreuz meines Vaters. Ich hatte ganz vergessen, wie schön es ist. Danke.“ Sie fuhr die Umrisse mit dem Finger nach und hängte es sich dann um den Hals. „Ophélie weiß nicht, welche Bedeutung es wirklich hat?“

David lächelte. „Das würde ich nicht unbedingt sagen. Sie hat im Waisenhaus sehr viel über das Kreuz gelernt und darüber, wofür es steht. Aber sie hat nie erfahren, warum es für uns so wichtig war.“ Er schloss die Augen und dachte an seine Tochter. „Sie kann Geheimnisse sehr gut für sich behalten. Wusstest du, dass sie deinen Brief versteckt hatte und extra lesen lernte, um zu erfahren, was du ihr geschrieben hast?“

Anne-Marie schüttelte den Kopf. „Wie hast du den Brief gefunden?“

„Das war nicht ich. Mutter Griolet, die Nonne, die das Waisenhaus leitet, hat ihn zufällig gefunden. Ich hatte keine Ahnung.“

Er erklärte, wie er Ophélie als verängstigtes, verletztes Kind in Pa-

ris gefunden und beschlossen hatte, sie ins Waisenhaus zu bringen. „Ich hatte keine Ahnung, was ich mit einem kleinen Kind anfangen sollte. Aber ich wusste, dass Gabby ihr helfen könnte.“

„Gabby?“

Davids Gesicht wurde gegen seinen Willen rot. „Gabriella Madison. Sie ist eine junge Frau im Studentenaustauschprogramm, die im Waisenhaus arbeitet.“

„Die Frau mit den roten Haaren“, warf Moustafa ein.

„Ja“, nickte David. Er wollte jetzt nicht über Gabriella sprechen. Es wäre später noch genügend Zeit, Anne-Marie von Gabriella zu erzählen und zu verstehen, was Moustafas wütende Augen zu bedeuten hatten.

Dunkelheit hatte sich über die Straßen von Algier gelegt, als Moustafa aus dem Haus huschte. „Ich bin bald zurück.“ Seine braunen Augen blickten David misstrauisch an.

„Gut“, nickte David. „Dann können wir über unsere Fluchtpläne sprechen.“

„Ja, später.“

David schaute ihm nach, als er auf der Straße verschwand. Er konnte es nicht erwarten, Anne-Marie zum Hafen zu bringen und mit ihr aus dieser vom Krieg gebeutelten Stadt zu verschwinden. Sie würden das Mittelmeer überqueren, und dann könnte das Leben neu beginnen. Anne-Marie wäre wieder bei Ophélie. Sie könnte gesund werden. Und er wäre wieder bei Gabriella ...

Das Kratzen eines Stuhls, der über den Boden gezogen wurde, riss ihn aus seinen Gedanken. Er wandte sich vom Fenster ab. Anne-Marie stand am Küchentisch und hatte jetzt einen dicken Bademantel um ihren dünnen Körper geschlungen.

„Ich wollte dich nicht stören. Möchtest du noch einen Tee?“

Er zog einen Stuhl hervor und sie setzten sich beide. „Nein, danke.“

Ein erdrückendes Schweigen lag über dem Raum. Hundert Fragen schossen David durch den Kopf. Wo sollte er anfangen?

Anne-Marie spielte mit dem Gürtel ihres Bademantels und verdrehte ihn in den Händen. Sie hatte den Kopf gebeugt und einen kurzen Moment erinnerte er sich an die vor Leben sprühende, re-

bellische Jugendliche, die sie gewesen war. Sein Herz zog sich vor Schmerz zusammen.

„Fühlst du dich stark genug für die Überfahrt?“, brach er das Schweigen.

Sie hob nicht den Blick, sondern wickelte den Gürtel immer noch um ihre Hände. „Es tut mir leid, dass ich deine Briefe nie beantwortet habe“, sagte sie. „Wie hätte ich dir antworten können? Wie hätte ich dir schreiben und trotzdem verschweigen können, was mit mir los war?“

David beugte sich vor und ergriff ihre Hand. „Was haben deine Eltern gesagt, als sie erfuhren, dass du schwanger warst?“

Anne-Marie hob den Blick. „Sie haben völlig normal reagiert. Sie wurden wütend. Papa tobte eine Weile. Dann haben sie sich entschuldigt. Sie haben mir zugehört. Wir haben über alles gesprochen. Wir haben viel geweint. Sie forderten mich auf, dir zu schreiben und es dir zu sagen. Aber das konnte ich nicht. Ich konnte dich nicht damit belasten.“ Eine tiefe Traurigkeit trat in ihre Augen. „Ich wusste, dass du zurückkommen würdest – nur um deinen Vater zu verletzen. Du wärst aus völlig falschen Gründen zurückgekommen.“

David richtete sich steif auf und biss die Zähne zusammen. Sie hatte recht. Vielleicht wäre er aus Rebellion und nicht aus Liebe nach Algerien zurückgekommen. Intellektuell hatte er sie geliebt. Körperlich hatte er sie geliebt. Aber emotional? Er konnte es nicht sagen.

„Du hast mir sehr viel bedeutet, Anne-Marie.“

„Das weiß ich.“

David wurde erneut von Schuldgefühlen überflutet.

„Ich habe meinen Eltern damals das Herz gebrochen, aber sie haben mir vergeben. Und sie haben Ophélie so sehr geliebt. Hauptmann Duchemin, der strenge, starke Soldat! Du hättest sehen sollen, wie er seine Enkelin verwöhnt hat.“ Sie lächelte in der Erinnerung daran. „Er wiegte sie jede Nacht in den Schlaf und sang ihr die schönsten Lieder vor. Wir waren eine Weile eine glückliche, ungewöhnliche Familie. Doch dann kam Ali Boudani und zerstörte alles.“ Sie sah David in die Augen. Ihr Gesicht wurde hart und entschlossen. „Den Rest kennst du.“

„Vielleicht nicht alles“, flüsterte er. „Erzähle mir von Moustafa.“

Anne-Marie sah wütend aus. Dann lächelte sie. „Der liebe Moustafa. Mein Freund aus Kindertagen, der mir geholfen hat, nach Frankreich zu fliehen, und der mich dann an Ali verraten hat.“ Ihre Stimme war kaum hörbar. „Der Mann, der mich liebt.“

„Und der Mann, den du liebst?“

Sie schloss die Augen und entzog ihm ihre Hand. Er bereute, dass er diese Frage zu früh gestellt hatte.

Leise antwortete sie: „Ja, ich liebe ihn, David. Ich liebe ihn. Jedes Mal, wenn er diese schmutzige Wohnung verlässt, stehe ich Todesängste aus, dass ich ihn verlieren könnte. Ich habe solche Angst, dass man ihn wie die anderen Harkis mit aufgeschlitzter Kehle in irgendeiner Gasse findet. Wie seinen Vater. Arabische Familien wie seine sind Frankreich loyal geblieben und haben auf der Seite der französischen Soldaten gekämpft. Aber sie sind keine Franzosen, und ihr eigenes Volk betrachtet sie als Verräter. Welche Hoffnung können die Harki-Familien haben?“

Sie stand auf und hielt sich an der Rückenlehne des Stuhls fest. „Ich liebe ihn, und ich wünsche, ich würde ihn nicht lieben. Welche Zukunft haben wir? Ein geächteter Araber und eine Pied-Noire. Er wird bei seinem Volk bleiben. Er wird nicht mit nach Frankreich kommen, das weiß ich. Ich habe so große Angst, dass er in ein paar Tagen für immer aus meinem Leben verschwindet. Das tut so weh. Es tut genauso weh ... Es tut so weh wie ...“

Sie brach ab, aber David wusste, was sie hatte sagen wollen. *Es tut genauso weh wie damals, vor sieben Jahren, als du aus meinem Leben verschwunden bist.*

## Kapitel 2

David fuhr aus dem Schlaf hoch. Er war am ganzen Körper schweißgebadet. Er warf die Decke zurück und hatte Mühe, sich zu erinnern, wo er war. Algier ... Anne-Marie.

Er schluckte schwer und schob sich mit seinem unverletzten Arm auf der Matratze hoch. Er erinnerte sich daran, wie er vor vielen Jahren in den Sommernächten dem Zirpen der Grillen gelauscht hatte. Damals hatte er lange wach gelegen und an Anne-Marie und ihre heimlichen Treffen gedacht, in denen sie sich ihrer jugendlichen Leidenschaft hingeeben hatten.

Er schloss die Augen und verdrängte diese Erinnerungen. Sie waren Jugendliche gewesen. Rebellische Teenager. Seine erste Liebe. Er hatte keine Ahnung gehabt, was aus ihr geworden war, als er in die Vereinigten Staaten zurückkehrte. Und doch fühlte er sich jetzt, da sie sich in derselben Wohnung aufhielten, für sie verantwortlich. In ihm regte sich kein Verlangen nach ihr. Es war eher Mitleid und der Wunsch, sie zu beschützen. Einen kurzen Moment lang dachte er daran, in ihr Zimmer zu schleichen, sie in die Arme zu nehmen und mit seinen Küssen ihren Schmerz zu vertreiben.

Doch Moustafa lag einen Meter neben ihm und schlief. Der junge Araber liebte Anne-Marie leidenschaftlich, das sah David ganz deutlich. Die Liebe zu ihr brannte in seinen Augen. Aber Anne-Marie hatte recht. Eine Pied-Noire und ein Harki konnten unmöglich heiraten. Sie würden sowohl von der französischen als auch von der algerischen Gesellschaft geächtet werden.

*Warum war das Leben so kompliziert?*, überlegte er wütend. Eine engelgleiche Rothaarige wartete auf der anderen Seite des Mittelmeeres auf ihn. Noch konnte er sich an den Duft ihrer Haare und den Geschmack ihrer Lippen erinnern. Er machte sich keine Sorgen um Gabriella. Sie hatte das Rückgrat und den Glauben, um eine lange Reihe von Enttäuschungen überstehen zu können. Ja, Glauben.

Er seufzte innerlich. Anne-Marie brauchte ihn nicht. Sie hatte



zwar die Hölle durchgemacht, und auch wenn sie Narben davongetragen hatte, war sie doch eine Kämpfernatur.

Aber Ophélie – er war es seiner Tochter schuldig, ihr eine intakte Familie zu geben. Er drehte sich auf die Seite, schloss die Augen und lauschte wieder in die schwere, erdrückende Stille hinein. Wenn er lange genug hinhörte, würde ihm dieser neue, fremde Gott vielleicht etwas sagen.

Als er endlich wieder einschlief, zog schon das erste Licht der Morgendämmerung am Horizont auf.



Er erwachte, als Moustafa ihn schüttelte und sagte: „Hör doch! Hörst du das?“

David kniff die Augen zusammen und blinzelte, da sich seine Augen erst an das Morgenlicht gewöhnen mussten. Das Knallen von Schüssen erfüllte die Luft. „Was ist das?“

„Die OAS. Du weißt schon, die Geheimgruppe, die sich aus ehemaligen Soldaten der französischen Armee gebildet hat. Sie haben in der Nacht dieses Viertel eingenommen. Es könnte sehr blutig werden.“

„Hier mitten in Bab el-Oued?“, fragte David ungläubig. „Woher willst du das wissen?“

Moustafa schaute ihn mit einem düsteren Blick an. „Ich weiß es einfach.“

David zog sich schnell an. „Sollen wir es Anne-Marie sagen?“

„Sie ist schon auf.“

David nickte und fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. „Was sollen wir deiner Meinung nach tun?“

„Wir können nichts anderes tun als warten.“

Anne-Marie trat, in einen dicken, viel zu großen Bademantel gehüllt, ins Zimmer. Moustafa ergriff ihre Hand.

„Die OAS hat in Bab el-Oued einen Militärstützpunkt errichtet. Sie glauben, sie könnten sich der französischen Armee widersetzen.“ Er fluchte. „Vor unserer Tür warten große Probleme. Das könnt ihr mir glauben.“



Hussein huschte am frühen Morgen durch die Gassen der Kasbah auf die Straßen von Bab el-Oued. Er versteckte sich hinter einem alten Gebäude in der Rue Christophe Colomb und spähte in die Straße, in der eine Gruppe von Pied-Noir-Jugendlichen um zwei Militärfahrzeuge herumstand. Die Jugendlichen hatten Maschinenpistolen in den Händen und richteten sie arrogant auf die Soldaten. Einen kurzen Moment sah es so aus, als würden die Soldaten ihnen widerstandslos ihre Waffen übergeben. Dann machte einer von ihnen eine Bewegung und ein Pied-Noir eröffnete sofort das Feuer. Ein Kugelhagel ging auf die zwei Fahrzeuge nieder. Der Fahrer des ersten Fahrzeugs sackte nach vorne, sodass seine Stirn auf der zerborstenen Windschutzscheibe landete.

Husseins Augen wurden groß, als er zusah, wie zwei andere Soldaten tot aus dem Fahrzeug fielen. Die Jugendlichen packten die Waffen der Soldaten und flohen von der Straße. Hussein wich in den Schatten des Gebäudes zurück. Sein Herz hämmerte wie wild. Noch mehr Blut! Dieses Mal wurde das Blut unter Europäern vergossen. Die Pieds-Noirs, die selbst französische Staatsbürger waren, schossen auf die französische Armee. Die Armee würde zweifellos zurückschießen. Das war eine Nachricht, die Ali bestimmt interessierte.

Hussein kam sich wie ein kleiner Junge vor, der einen Kriegsfilm ansieht, als er die Kämpfe von Bab el-Oued beobachtete. Jetzt hielt er sich in der *Boulangerie* in der Haupteinkaufsstraße des Viertels auf und schaute zu, wie mehrere Panzer durch die Straße rollten und aus ihrem Geschützturm unablässig Kugeln abfeuerten. Von einem Hausdach feuerte ein Mann eine Bazooka ab. Die Rakete verfehlte jedoch die Panzer und traf stattdessen einen Krankenwagen.

Das laute Dröhnen eines Hubschraubers wurde vom Krachen der Granaten übertönt, die er abwarf. Sie explodierten auf dem Dach, auf dem der Heckenschütze sich aufgehalten hatte.

Krieg. Krieg unter Europäern.

Den ganzen Nachmittag hindurch hörte man vereinzelt Schüsse. Hussein versteckte sich in den engen Gassen des Stadtviertels. Adrenalin pulsierte durch seinen kleinen Körper und seine Augen

verfolgten starr und gefühllos, wie ein weiterer Tag des Mordens verstrich. Er war nur ein Berichterstatter, der seine Arbeit erledigte. Das sagte er sich immer wieder. Er war Berichterstatter für Ali.

Am späten Nachmittag bemerkte er, dass die französische Armee gewinnen würde. Vier T-6-Trainingsflugzeuge überflogen den Himmel, warfen Raketen ab und nahmen mehrere Heckenschützen unter Beschuss, die immer noch auf den Hausdächern zu sehen waren. Die OAS würde Bab el-Oued nicht halten können.

Kein einziger Pied-Noir wagte sich aus seiner Wohnung. Hussein hatte Anne-Marie Duchemin und Moustafa Dramchini nicht gesehen. Aber er hatte viele andere Dinge gesehen. Das müsste für heute genügen.



David sah vom Balkon aus zu, wie die Panzer durch die Straßen rollten und alles in ihrer Umgebung vibrierte, als zöge eine Herde wilder Elefanten vorbei. Die Geschütztürme drehten sich und richteten sich auf die Wohnhäuser.

„Hast du den Verstand verloren!“, schimpfte Moustafa und zog David schnell ins Zimmer zurück. „Die Armee hat ihren Standpunkt klargestellt. Sie wollen Ordnung, und wenn sich ihnen jemand in den Weg stellt, werden sie schießen, egal ob auf Araber, Pieds-Noirs oder Amerikaner.“ Das letzte Wort sprach er aus, als wäre es ein Löffel mit sirupartiger, widerlich schmeckender Medizin.

Die Dunkelheit hatte sich über das Land gelegt, und das ganze *Quartier* Bab el-Oued war wie im Schockzustand. Marcus Cirou war eilig in die Wohnung gekommen. Nun rauchte er nervös, schritt im Wohnzimmer auf und ab und fuhr sich mit den Fingern durch seine glatten grauen Haare. Er erstattete seinen drei Gästen Bericht.

„Es muss über hundert tote und verwundete Pieds-Noirs geben“, erklärte er. „Die Armee hat das Viertel abgeriegelt. Niemand wird durchgelassen. Keine Krankenwagen, keine Ärzte. Die Verletzten werden in den Wohnungen versteckt. Alles ist voll Blut. Es ist eine Katastrophe.“ Schweiß stand auf seiner Stirn, als er den Rauch in die Luft blies. Wut und Angst sprachen aus seinen Augen.

Ohne Vorwarnung wurde die Wohnungstür eingetreten. Zwei *Gendarmes* verschafften sich mit vorgehaltenen Pistolen gewaltsam Zutritt und riefen, dass alle die Hände heben sollten. Während einer der französischen Polizisten, ein junger und finster dreinblickender Mann, mit der Pistole die vier Menschen in der Küche in Schach hielt, stapfte sein älterer, untersetzter Kollege durch die Wohnung. Er riss Kleiderschränke auf, schlug den Fernseher ein, warf Kleidungsstücke von den Bügeln und stapfte dann zornentbrannt in die Küche zurück.

„Seid ihr auch Verräter? Schmutzige OAS – die eigenen Landsleute zu ermorden! Wollt ihr wissen, was wir davon halten?“ Er packte Marcus am Kragen und drückte ihm den Pistolenschaft brutal unters Kinn.

Anne-Marie klammerte sich entsetzt an Moustafas Arm. Das bemerkte der Polizist, der einen Moment verwirrt aussah. Doch dann schnaubte er wieder: „Was seid ihr? Verrückte Schweine! OAS, die Araber in Bab el-Oued verstecken! Du da, lass dich anschauen!“ Er packte Anne-Marie und zog sie nach vorne, sodass sie allein neben dem zweiten Polizisten stand. Sein Atem stank nach Alkohol.

Sie zitterte vor den Männern.

„Hast du mich gehört?“, schrie er. „Zieh dich aus! Welche anderen Geheimnisse versteckst du, Frau?“ Der dicke Polizist zerrte brutal an ihrem Pullover und lachte grausam, als der Kragen zerriss und ihre nackte Schulter entblößt wurde.

„Bitte!“ Moustafa trat vor und sah dem Polizisten in die Augen. „Sie haben recht. Diese guten Menschen haben mich aufgenommen. Mein Vater hat für Ihr Land gekämpft. Leutnant Dramchini, ein Harki. Vielleicht haben Sie ihn gekannt. Er wurde von der FLN ermordet, und jetzt muss ich mich verstecken. Diese Menschen sind keine Verräter. Der Verräter bin ich. Ich habe mein Volk an Ihr Land verraten. Sie behandeln uns doch sicher nicht genauso wie die FLN.“

Die Lippe des Polizisten zuckte leicht. Er ließ Anne-Marie los, die auf David zutaumelte. Er fing sie auf und hielt sie fest, während Moustafa weitersprach.

„Wir versuchen zu fliehen, um diesem Wahnsinn zu entkommen. Bitte tun Sie ihr nichts.“

Der Mann stieß ein angewidertes Knurren aus und schüttelte den Kopf. „Du wirst dieser Hölle nie entkommen, Harki. Die Pieds-Noirs haben Vorrang. Und nach dem heutigen Tag garantiere ich dir, dass sie wie verängstigte Hasen in Scharen fliehen werden.“

Sie drehten sich auf dem Absatz um, marschierten aus der Wohnung und ließen die Tür offen stehen.



Am nächsten Tag regnete es. Es war ein grauer Nieselregen, dessen Kälte einem bis in die Knochen drang und erschauern ließ. Moustafa saß in Marcus Cirous schmuddeliger, verschimmelter Küche am Tisch und schaute auf das düstere Wetter hinaus. Die Wohnungstür war mittlerweile notdürftig repariert und verschlossen, aber überall in Bab el-Oued waren tiefe Wunden gerissen worden. Moustafa nippte an seinem Pfefferminztee, in düstere Gedanken versunken. Auch David sah durch das kleine Küchenfenster auf die Straße hinab.

„Ausgangssperre? Das hat Marcus gesagt?“, fragte David.

„Ja, eine ganze Woche. Alle Telefonleitungen sind tot. Die Straßen sind abgeriegelt. Die Frauen dürfen das Haus eine Stunde am Tag verlassen, um Lebensmittel zu kaufen. Die französische Armee will, dass Bab el-Oued sich ganz genau überlegt, ob es je wieder einen Aufstand wagen will.“ Moustafa knallte die Faust auf den Tisch und fluchte. „Eine Woche! Ich will, dass Anne-Marie *jetzt* von hier fortkommt. Aber so wie es aussieht, ist der dreißigste der früheste Termin.“

„Wir müssen also warten“, stellte David resigniert fest.

Moustafa hob schnell den Kopf. „Mir gefällt das genauso wenig wie Ihnen, M. Hoffmann.“

„Bitte sag David zu mir.“

„Dann eben David. Meinetwegen. Aber was ändert das?“

„Es macht die Sache weniger formell.“

„Weniger formell. Ha! Was willst du? Willst du etwa mein *pote*, mein Kumpel, sein? Ich brauche keinen Freund wie dich, David Hoffmann. Glaub mir: Wenn ich Anne-Marie selbst sicher aus diesem Land bringen könnte, hätte ich dich nie um deine Hilfe gebeten.“ Er wandte den Blick ab.

Moustafa konnte sich nicht erinnern, wann er angefangen hatte, Anne-Marie zu lieben. War es damals gewesen, als sie als Kinder draußen auf dem Hof ihres Vaters miteinander gespielt hatten? Drei Generationen lang hatten die Dramchinis auf dem Land am Stadtrand von Algier für die Duchemins gearbeitet. Sie waren ihre Angestellten und gleichzeitig ihre Nachbarn gewesen. Moustafa war Seite an Seite mit der einzigen Tochter der Duchemins aufgewachsen. Ihre Freundschaft hatte sich ganz natürlich entwickelt.

Sie war die Abenteuerlustige gewesen, die kein Risiko gescheut und ihren arabischen Freund immer mitgezogen hatte. Sie hatte den Unterschied nie gesehen, hatte die Mauer, die sich zwischen ihrer und seiner Kultur befand, nie verstanden. Allein schon deshalb hatte er sie geliebt. Wegen ihrer wilden, schönen Naivität.

Sie hatte lange nichts gehaut. Erst als sie vierzehn gewesen war und es irgendwie nicht mehr gepasst hatte, sich an den Händen zu halten und miteinander durch die Orangenhaine zu ziehen, war es offenbar geworden. Bei ihrem letzten Ausflug zwischen die Orangenbäume hatte er nicht widerstehen können und ihr einen Kuss auf den Mund gedrückt. Sie hatte ihn überrascht von sich weggeschoben. „Warum hast du das jetzt gemacht?“

Er hatte die Achseln gezuckt und den Blick gesenkt, sodass ihm seine langen, ungekämmten schwarzen Locken über die Augen fielen. Ja, warum eigentlich? Mit seinen zwölf Jahren hatte er genau gewusst, dass Anne-Marie das nie verstehen würde. Aber er hatte sich geschworen, sie bis ans Ende seines Lebens mit aller Kraft zu lieben und zu beschützen. Ein Kindertraum ...

Plötzlich merkte er, dass er lächelte, und erinnerte sich wieder an David, der ungebeten in seine Welt eingedrungen war. Der große Amerikaner stand mit dem Rücken zu ihm. Das Lächeln verschwand von Moustafas Lippen. Welches Recht hatte dieser eingebildete amerikanische Jugendliche gehabt, ihm Anne-Marie wegzunehmen? Ihr Herz zu stehlen und sie mit einem Kind zurückzulassen? David Hoffmann gehörte zu den Männern, die immer alles bekamen, was sie wollten. Er gehörte zu den Männern, denen die Frauen kichernd und errötend nachschauten. Er hatte Geld und Witz und eine lange Liste mit anderen Eigenschaften, die Frauen faszinierten. Er gehörte zu den Männern, die Moustafa hasste. Ein

Mann ohne Loyalität. Warum sollte er auch loyal sein, wenn er frei und ungebunden war und an vielen Blüten schnuppern konnte?

Außerdem war er Amerikaner. Ein freier Mann, Staatsangehöriger einer Supermacht. Was hatte ihn in dieses verwirrende Chaos verschiedener Kulturen zurückgeführt? Hatte er den Wunsch, Anne-Marie wieder zu besitzen?

„Ich bin dir dankbar, dass du gestern Abend so mutig eingegriffen hast, Moustafa. Du hast Anne-Marie eine weitere Demütigung erspart“, bemerkte David, der immer noch mit dem Rücken zu ihm stand.

Moustafa verzog beim Klang seiner Stimme das Gesicht. Sie war ruhig, beherrscht, herablassend. „Aber für wie lange?“, zischte er. „Wer weiß schon, wer morgen die Tür eintreten und uns alle umbringen wird?“

„Unterstützt du die OAS?“, fragte David und drehte sich langsam um.

Moustafa lachte. „Ich unterstütze mein Volk. Schlicht und ergreifend. Und Anne-Marie.“ Er stand auf und ging zu David hinüber. Beide standen nebeneinander und schauten aus dem Fenster. Moustafa sah zu, wie der Regen kleine Pfützen auf dem Fensterrahmen bildete. „Ich lehne die OAS nicht vollkommen ab. Nur, damit wir uns richtig verstehen. Weißt du, was die Pieds-Noirs sagen?“ Er wartete nicht auf eine Antwort. „Sie sagen, die OAS wäre wie die *Résistance* im Zweiten Weltkrieg. Wie sollen sie auch tatenlos zusehen, wie ihre Leute willkürlich niedergemetzelt werden? Diesen Krieg hat vor sieben Jahren die FLN angefangen. Eine Handvoll Terroristen, die ein freies Algerien wollten. Terrorismus ist immer noch das Mittel der FLN. Das ist kein Krieg. Das ist keine Schlacht. Das ist kaltblütiger Mord, um Angst und Schrecken zu verbreiten. Jeder ist in Gefahr. Aber jetzt, da die OAS endlich zurückschlägt, gelten sie als Mörder. Die FLN ist trotz der jahrelangen barbarischen Übergriffe salonfähig, und die OAS sind die Mörder. Wer kann darin noch einen Sinn sehen? Ein Sohn findet seinen Vater mit aufgeschlitzter Kehle auf der Straße. Ein arabisches Dienstmädchen wird vor die Wahl gestellt: Entweder schlitzt sie den Pied-Noir-Kindern, die sie selbst mit aufgezogen hat, die Kehle auf, oder die FLN schlitzt *ihren* Kindern die Kehle auf. Was macht man in ei-

nem Land, in dem der Wahnsinn herrscht? In einem Land, in dem du genauso leicht in einem Straßencafé in die Luft gejagt werden kannst, wie du mitten in der Nacht in deiner Wohnung erschossen werden kannst. Das versteht kein Mensch mehr.“

David, der die Stirn ans Fenster gelehnt hatte, schien in Gedanken versunken zu sein. Heiser flüsternd fragte er: „Und was wird aus deinem Volk werden, wenn die Unabhängigkeit Algeriens schließlich ganz in Kraft tritt?“

Moustafas Antwort war sachlich und nüchtern. „Es wird einen Völkermord geben. Einen Völkermord an den Harkis. Und die Welt wird nicht einmal mit der Wimper zucken.“

Moustafa sah, wie starke Gefühle über David Hoffmanns Gesicht zogen. Es sah wie schmerzgefüllte Wut aus, als brodle etwas tief in seinem Inneren und drohe jeden Moment überzukochen. Vielleicht hatte dieser Mann mehr Tiefgang, als Moustafa ihm zutraute.

David wandte sich abrupt vom Fenster ab. „Hast du noch Angehörige hier in Algerien? Wer von deiner Familie lebt noch, Moustafa?“

„Meine Mutter und meine zwei Schwestern. Und mein älterer Bruder, der in der französischen Armee dient. Er ist ein echter Harki. Sie sind alle hier. Ich bin einmal nach Frankreich geflohen, weil ich Angst hatte. Das werde ich nicht noch einmal tun. Ich werde bei ihnen bleiben und sterben. Du musst Anne-Marie am dreißigsten von hier wegbringen. Bring sie zu ihrer Tochter zurück. Dann wird sie mich vergessen. Und eines Tages wird sie wieder lieben können.“

Moustafa verließ die Küche und fühlte sich wieder wie ein Verräter. Er hatte sein Land verraten. Er hatte seine Familie verlassen. Und bald wäre auch seine Loyalität gegenüber Anne-Marie nichts weiter als eine dunkle Erinnerung an einen unerfüllten Traum.



David konnte nicht schlafen. Vor seinem geistigen Auge sah er Moustafas gelockte schwarze Haare, die hin und her geschüttelt wurden. Moustafa wirkte wie ein Mann, der sich einem unausweichlichen Schicksal ergeben hatte. David beugte sich zu dem Koffer vor, der zu seinen Füßen stand, und holte die Bibel heraus,



die Gabriella ihm geschenkt hatte. Er öffnete das große Buch an der Stelle, an der ein zusammengefaltetes Papier steckte. David faltete das Papier auseinander und betrachtete im Mondschein das Bild.

Sechs verschiedenfarbige Ponys, die Ophélie gezeichnet hatte, liefen auf die Sonne zu. Er schloss die Augen und erinnerte sich an Ophélies Erklärung. *Ich bin das rosa Pony. Ich führe uns zu Jesus. Er ist am Himmel, in der Sonne. Und das rote Pony ist Gabriella, weil sie so lange, hübsche rote Haare hat. Und nach ihr kommt Mutter Griolet. Sie ist das graue Pony da, siehst du? Und du bist das schwarze. Du holst uns ein und läufst mit uns zur Sonne. Und das schöne weiße Pony mit der schwarzen Mähne und dem schwarzen Schweif ist Mama. Sie ist weiter hinten, aber sie kommt mit dem braunen Pony. Das ist Moustafa.*

Er wünschte so sehr, dass Ophélie recht behielte. Aber das Wort *Völkermord* hallte pochend und schmerzend in seinem Kopf wider. Er fragte sich, ob das braune Pony es wirklich schaffen würde.